

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Mittelbadischer Courier. 1896-1936 1933

50 (16.12.1933) Illustriertes Unterhaltungsblatt

Illustriertes Unterhaltungsblatt

Nr. 50/1933 Beilage zum „Mittelbadischen Kurier“ 59. Jahrgang

Während seiner zähmen Wochen verwandelte er sich zuerst in ein weißes Läubchen. Er fiel in die Mehltruhe. Dann verwandelte er sich in einen schwarzen Raben, weil er in die Wagenschmiere plumpste. In der Speisekammer hatte er eines Morgens an die siebzig Eier auf und wurde ein gelber Kanarienvogel von seltener Größe. Und in der Spinnstube verwandelte er sich eines Mittags in einen grünen Papagei.

Als er dann reichliche Veranlassung zur Neupolierung des Honoratiorensofas gegeben hatte, benötigte Mutter die schöne Gelegenheit, um die gute Stube auch frisch tapezieren zu lassen.

Es war in den letzten Septembertagen, in einer milden, noch sonnigen Zeit, doch mit Nächten, die schon kalt waren.

Im Hause roch es nach Kleister und Leim. Der Tapeziermeister war mit seinem Lehrling bei der Arbeit. Ehe der Meister die schönen Tapetenstreifen glatt an die Wand klebte, mußte der Lehrling die abgetragene Mauer leimen und mit Zeitungspapier überleben. Der Kleister befand sich in einem Wasserhaß, der heiße Leim in einem kupfernen Spülkessel, unter dem eine kleine Spiritusflamme brannte. Um den heftigen Buchbinderdüften, von denen das Verschönerungswert begleitet war, einen Abzug ins Freie zu vergönnen, standen in der guten Stube alle Fenster offen. Nachmittags um 3 Uhr machte der Meister Brotzeit. Der Lehrling mußte noch ein Viertelstündchen weiterarbeiten und vorarbeiten, damit der Meister nach der Brotzeit mit den Tapeten gleich wieder weiterarbeiten konnte.

Als der biedere Mann sich bei seinem Kleister pünktlich wieder einstellte, gab's einen herben Auftritt. Der Lehrling hatte so unfauber gearbeitet, daß der Stubenboden, obwohl man ihn vorichtig mit blauem Zuckerpapier bedeckt hatte, abscheulich von diesen Leimklumpen überdeckt und von sonderbar geschwungenen Leimstrichen durchzogen war. Sogar das Fenstergelände war beschmiert. Heulend beschwor der Bub seine Unschuld. Es half ihm nichts. Er bekam sein Dutzend Ohrfeigen.

Bei Anbruch der Nacht vernichteten wir im Kleanderbaum den Stuhl. Und am anderen Morgen, als wir

beim Frühstück saßen, rief plötzlich die Köchin aus dem Vorgarten durchs Fenster herein: „Jesus, Jesus, Frau Oberförstern! G'schwind kommen Sie auch! Im Apritosenpaltler, da hocht a ganz a seltsamer brauner Vogel und rührt sich net!“

Wir alle rannten hinaus. Im Mauerpaltler neben dem offenen Fenster der guten Stube, zwischen reißenden Apritosen und gelb gewordenen Blättern sah unbeweglich ein feiner, schlanker, dunkelbrauner Vogel von einer den Turmfalke ähnlichen Art, wie wir im Leben noch nie gesehen hatten. Er schlief und hielt den Kopf unter dem Flügel verborgen, eine polierte Kommode. Ganz gleichmäßig war diese dunkle Politur; nur durch den braunen Glanz des einen Fühchens, das unten einen dicken, schwarzlichen Klumpen hatte, schimmerte was Rosenrotes heraus.

Die Mutter stammelte: „Um Gottes willen —“ Unser Stuhl war's! Den sein Pech in den Leimkessel statt in das minder gefährliche Kleisterhaß getaucht hatte.

Der verwiegte Vogel selbst in Schlafstellung an den Ästen und mußte mit einem Messer losgeschnitten werden. Er war so steif und hart, dabei aber doch so zierlich und lebensvoll, als hätte ihn ein großer Künstler und Tierkennner aus Mahagoniholz herausgeschmitten.

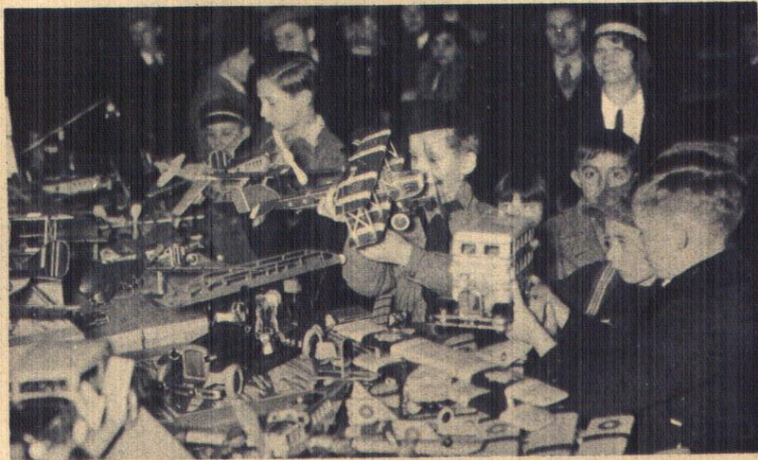
Wieder eine Metamorphose! Die Lehte!

Stuhl, der Geleimte hatte sich in sein eigenes Monument verwandelt.

Wir alle waren sehr traurig. Aber so oft man den monumentalen Stuhl ansah, mußte man lachen.

In einer Art von reuevoller Pietät bewahrte ich das braune Denkmal des armen Landstreichers noch mehrere Wochen in meinem Mansardenbüchsen. Doch als man in älterer Zeit die Öfen zu heizen anfang, begann das Monument einen schlechten Geruch zu verbreiten.

Ich mußte auf Vaters Befehl den geleimten Stuhl begraben.



Die Weihnachtsausstellungen haben ihre Pforten geöffnet und sind wieder das Ziel der Kinder, die vor all dem Sehen und Staunen kein Ende finden und jeden Tag wiederkommen möchten. — Die Jungens interessieren sich natürlich besonders für alles Technische, das auch ins Spielzeug dominierend seinen Einzug gehalten hat.



Mit Großvater wirds jeden Tag schlimmer. Als er diesmal den Weihnachtsmann machte, hat er in seiner Zerstreuung seine Bekleidung in der Flurgarderobe abgelegt.

Literatur — ungenügend.

„Liebst du Gustav Freitag?“
„Nein, mein Gustav hat nur am Sonntag Zeit!“

Humor- und Rätsel-Ecke

Datum also

„Ich fahre nie Paternoster-Aufzug in meinem Saufe!“
„Sie Feigling!“
„Wieso, ich wohne Parterre...“

Das Zeug.

„Ihr Sohn mag eine gute Stimme haben, aber um im Konzertsaal auftreten zu können, dazu fehlt ihm doch wohl das Zeug.“
„Nur noch der Frack, und den hat er sich schon anmessen lassen.“

Der Wunderknabe.

„Der neunjährige Geigenvirtuose hat ja heute 's Gesicht verklebt?“
„Eine Verletzung mit dem Messer.“
„Beim Essen?“
„Nein, beim Rasieren!“

Zu unwahrscheinlich.

„Nehmen wir an, ich ginge jetzt einkaufen und hätte hundert Mark in der Tasche... was lachst du, Krause?“
„Ende des Monats noch hundert Mark, Herr Lehrer?“

Himmel.

„Sie haben Ihre Antenne direkt über mein Dach gelegt.“
„Das ist doch wurscht.“
„Durchaus nicht, Sie klauen mir den Aether.“

„Was sagen Sie dazu? Mein Nachbar hat mir das Fenster eingeworfen, als ich Klavier spielte!“
„So ein Dummkopf! Da hört er's doch noch deutlicher!“ (Herold)

Rätselsprung:

| | | | | | | | |
|------|------|------|------|-------|------|------|-----|
| | | | nen | hei | | | |
| | o | mel | haud | ster | | | |
| | vom | be | von | lich | Li | mich | |
| sät | rok | lieb | dein | tüm | weht | mit | ger |
| lich | bend | Kin | ge | bernd | und | ge | um |
| | wie | ter | la | dei | karl | a | |
| | | | bet | zum | | | |
| | ge | ich | lei | auf | ge | him | |
| | | | wim | mel | | | |
| | | | in | schau | sem | mel | |

Die Lösung ergibt ein Gedicht von Karl Gerol

Rätsel.

Bald ist's ein Haufen Gold
In eines Wächters Hut;
Bald ist's ein Mägdlein hold,
Und einer ist ihm gut.

Auflösung des illustrierten Kreuzwort-Rätsels:

Waagrecht: Rute, Hemd, Ruine, Duell, Knie, Mond.
Senkrecht: Ulan, Erde, Sieg, Helm, Main.
In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Verantwortlicher Schriftleiter: H. Haller.
Druck und Verlag: Haas & Grabherr, Augsburg.



Im Skigebiet von Hindelang-Bad Oberdorf

Gasthaus Zum Niemandland

ROMAN VON HEINZ LORENZ - LAMBRECHT

26. Fortsetzung.

Auf einmal bleibt der Schmied stehen, reckt die Arme empor und dreht sich dabei um. Hastig duckt Broni sich in die hohen Fendelstauden am Wiesensaum. Sie hört ihr Herz pochen. Aber er entdeckt sie nicht, er geht weiter.

In der Ferne hinter der Grenze flammt der Himmel schwefelgelb auf. Ein gedämpfter Grollen folgt nach einigen Sekunden erst. Broni achtet nicht darauf, sie hat nur den Mann vor sich im Auge. Bis zur Mühle folgt sie ihm und als er ins Haus tritt, bleibt sie im schwarzen Schatten eines Schuppen stehen. Mit der einen Stirnseite lehnt der Schuppen an das Wohnhaus des Leutgeb, er ist vollgefüllt mit gut getrocknetem, geschnittenen Holz.

Reglos steht sie. In dem Augenblick, da sich die Tür hinter Jürk geschlossen hat, überfällt sie wieder diese rasende Eiferfucht, die sie blind und taub und sinnlos vor Haß und Schmerz macht.

Ein neuer Blitz läßt gedämpftes Licht über sie hinziehen. Sie schreut zusammen und drückt sich hart gegen die Tür des Schuppens. Die Tür ist offen, sie gibt nach und beinahe wäre Broni rückwärts in den Schuppen gefallen. Wieder ein Blitz, auf den der Donner mit viel kürzerem Abstand folgt als vorher. Ein Brausen fliegt durch die Luft.

Broni denkt nicht an das Wetter, das gleich losbrechen muß. Sie denkt nur das, doch fast ohne Zusammenhang mit dem Gewitter: Wenn nur ein Blitz das Haus treffen würde! Der nächste Blitz aber zuckt in sie hinein und entfacht den bösen Gedanken: Man muß dem Blitz nachhelfen. Man muß ...

Sie reißt schon das Ledertäschchen am Gurt hoch und öffnet es. Da drin hat sie ja immer eine Schachtel Streichhölzer. Die Gäfte im Niemandland lassen sich gern ihre Zigarre oder Zigarette von ihr anzünden, auch wenn sie selbst Streichhölzer dabei haben. — Wie im Krampf hält sie die Schachtel in der Hand.

Da werden ihre Gedanken abermals über den Haufen gerissen: Die Haustür geht. Der Schmied kommt heraus. Auch die Leni! In der Tür bleiben sie stehen. Reden miteinander. Broni kann nicht verstehen, was. Am Himmel ist Musik, die die Stille ausgelöscht hat.

Das reden sie, der Schmied und die Leni:

„Ich geh noch ein Stück mit Ihnen, Herr Lebner.“

„Nein, es wird gleich losplagen da oben. Ich muß lange Beine machen.“

„Meinen Sie, ich bin so verpimpelt, daß ich mich vor einem Wetter fürcht?“ Dabei tritt Leni dicht vor Jürk hin, fast schon lehnt sie gegen ihn. Die Haustür hat sie hinter sich zugezogen.

„Nein, Sie sind sicher nicht verpimpelt, Fräulein Leni.“

„Also. — Was halten Sie eigentlich von mir?“

„Wuß ich das ausgerechnet jetzt sagen, wo's gleich losgeht?“

„Ja. Ausgerechnet jetzt will ich's wissen“, sagt die Leni und legt ihre beiden Hände auf seine Arme.

Jürk nimmt die Hände und hält sie vor sich fest. Broni kann es sehen, da ein Blitz die beiden beleuchtet. Das aber weiß sie nicht, daß Jürk die Hände nur festhält, damit sie weiter keine

Dummheiten machen können. — Und dann sagt er sehr ernst: „Also gut, Fräulein Leni: Ich halt Sie für ein tüchtiges, vernünftiges Mädel und hübsch sind Sie auch, das ist sicher wahr. Sie werden einmal eine großartige Hausfrau, das sagen alle Leut und ich in erster Linie. Aber, Fräulein Leni, das will ich Ihnen jetzt auch gleich sagen: Sie werden mit meine Hausfrau.“

Vielleicht haben Sie an so etwas gedacht — wahrscheinlich sogar. Aber ich hab Ihnen nie Hoffnungen gemacht, seit wir uns wieder neu kennen. Ich war zu Ihnen nur freundlich, genau so freundlich wie zu Ihrem Vater und zu Ihrem Bruder. Und das wird ich auch in Zukunft sein. Mehr aber nicht, Fräulein Leni, mehr geht nit. Ich sag Ihnen das jetzt, weil ich merk, daß es Zeit is. Ich bin für Klarheit und Ehrlichkeit. Gute Nacht, Leni! Morgen, wenn wir uns wieder treffen, möcht ich Sie so sehen, wie Sie immer waren in der letzten Zeit.“

Noch einmal drückt er fest die beiden Hände, die laß geworden sind, öffnet dem Mädchen die Tür und geht dann.

Hätte Broni diese Worte, die sie von aller Qual erlöst hätten, verstanden! Aber nichts hat sie verstanden, nur die ineinanderliegenden Hände hat sie gesehen. Und das hat ihr den letzten Rest von Vernunft genommen. Jürk geht hart an ihr vorbei — sie hätte ihn fassen, sie hätte ihn umschlingen können. Aber da ist nun wieder das Schicksal, das noch eine Barrikade aufgebaut hat, die erst überstiegen werden muß.

Sie handelt jetzt von allen guten Geistern verlassen. Nachdem die Schritte des Schmieds verklungen sind, schlüpft sie in den Schuppen. Sie reißt ein Streichholz an und setzt die ganze Schachtel in Brand. Ein Aufflammen wie ein Blitz fast. Sie wirft die brennende Schachtel mitten in die trockenen, heißen Späne und Rinden, die den ganzen Boden bedecken und stürzt davon. — Ein knatterndes Krachen jagt wie ein Fluch hinter ihr drein.

Sie heßt über den Bachsteg, den Rain hinauf, über die Straße, dem Wald zu. Nicht einmal sieht sie sich um.

Im Schuppen züngelt eine eifrige Flamme hoch.

Der Schmied erreicht eben sein Haus, als der Ruf durch das Dorf springt: „Feuerloch!“ Ein Horn schreit in Mähtönen, die Feuerglocke stammelt, der Spritzenwagen rasselt. Wolkenbruchartig setzt ein Platzregen ein.

Der Wolkenbruch ist daran schuld gewesen und nicht die vorflutliche Feuerspritze, daß der Brand des Schuppens nicht auf das Wohngebäude übergegriffen hat. Der Schuppen mit dem völlig ausgedörrten Holz ist am folgenden Morgen nur noch ein schwarzer Aschenhaufen, aus dem verkohltes nasses Gebälk herausragt. Der Schaden wäre für Jakob Leutgeb nicht unerheblich gewesen, aber er war versichert.

Das erste was er tat, nachdem beim Morgengrauen die letzte Glut gelöscht war und er keine Ruhe mehr hatte, den einge-



immer sehr flint wieder auf festen Grund zu kommen. Im seine Wanderlust zu befeuern, hatte die Mutter ihm zerkleinerte Rußkerne in gerader Reihe auf den Boden hingelegt. Aber das Marschieren in gerader Linie brachte Stuzi nicht fertig. Es drehte ihn bei jedem Schrittlein halb um die Spitze des Stelzfußes herum, so daß er, statt den nächsten Rußkern zu erreichen, mit dem Schnabel sehr weit daneben geriet. Wenn es ihn so um seine Wähe schraubte, gaderte er immer sehr zornig. Und half er dabei mit den Flügeln nach, so wurde die Sache noch schlimmer. Einmal drehte er sich so blüschnell um sich selbst, wie ich es in späteren Jahren von einem russischen Tänzer zu sehen bekam. Der wurde hoch bezahlt. Stuzi machte das Kunststück umsonst.

Mit jeder Viertelstunde bekam er die Sache besser los und eignete sich bald die Fertigkeit an, diese unwillkürlichen Drehbewegungen mit Geschick als willkürliche Hilfen bei raschen Wendungen zu benutzen.

Papa wurde aus der Kanzlei geholt, um das marschierende Wunder zu bestaunen. Jetzt sagte er: „Na also!“ Und als er den in Bogen und Schlingen wandernden Stuzi eine Weile lachend betrachtet hatte, nahm er ihn als Mitglied der Familie auf. Das geschah im Zusammenhang mit einer pädagogischen Zeremonie. Untas und Waldine wurden in die Stube gerufen, und während ihnen Papa unter lehrreichen Worten das „brave Vogli“ demonstrierte, zeigte er ihnen zugleich mit einer Mimik von unbezweifelbarer Deutlichkeit die Hundspitze.

Waldine und Untas begriffen sofort, daß Stuzi eine heilige, allen irdischen Begierden entrückte Sache wäre; sie bellten nicht mehr, schüttelten in hochgradiger Nervosität die Ohrlappen, verkrochen sich unter den Ofen, legten die Köpfe auf die vorgestreckten Pfoten und betrachteten benagelnden Schleifentänzer mit funkelnden Augen.

Vaters pädagogischer Unterricht war vielleicht überflüssig. Stuzi bewies noch am gleichen Abend, daß er selbst die Kunst, Respekt zu erzielen, ausreichend beherrschte. Als Untas und Waldine — sei es, weil sie Freundschaft mit Stuzi schließen wollten, oder sei es, weil die rotenrotte Weize seines künstlichen Beines so scharf und so neugierig erweckend duftete — mit Geschwanzel und hörbaren Schnupperlauten herankamen, machte der misstrauische Stuzi einen empörten Flattersprung und gaderte dabei so erschrecklich, daß Waldine und Untas mit eingetrickenen Schweifen schleunig das Weiße suchten. Dieses Gekaderte hatte etwas von gespenstischer Macht. Es glich dem berühmten Wahn- gelächter in der „Waise von Lowood“.

Nach den mannigfachen Erlebnissen und Kraftleistungen dieses Tages waren an Stuzi deutliche Zeichen von Ermüdung zu bemerken, noch ehe der Abend dunkel wurde. Das warme Bett in der Zigarrenschachtel verschmähend, flatterte Stuzi auf den Oleanderbaum, der in unserer Wohnstube neben dem Fenster stand. Hier richtete er sich in der Gabel eines Astes häuslich ein, spreizte den Stelzfuß nach der Seite hin, lehnte sich gegen das Stämmchen des Baumes und schob das Köpfchen unter den Flügel.

Den ganzen Abend, unter dem Schein der Lampe, schwahten wir von unserem lieben Invaliden.

Stuzi schlummerte fest. Und der Oleanderbaum wurde seit diesem Abend sein ständiges Nachtquartier.

Am anderen Morgen fühlte sich der geprenkelte Landsknecht in der Wohnstube schon völlig heimisch und begann Ertüchtigungsmärche in die Küche, in den Hof und in den kleinen Vorgarten zu unternehmen, der höher umzäunt war, als Stuzi mit seinen gestützten Schwingen zu flattern vermochte.

Untas und Waldine gingen ihm nimmer in die Nähe. Auch alle übrigen Kreaturen des Forsthauses — Hühner, Enten, Tauben, Ferkelchen und die zwei zahmen Rehgeißeln — begannen den Stuzi mit Aversion zu betrachten und bekundeten eine zunehmende Scheu vor seinen Flügelschlägen und seinem zänklichen Gekadere. Wenn er den Wahnstirnstrich aus der „Waise von Lowood“ spielte, erzeugte er immer rings um sich her einen ungestörten Luftraum.

Allmählich verdarb er es auch mit den Menschen. Zuerst mit der Rächin,

die immer pöhen mußte, wo Stuzi gekledert hatte. Und er Nederte sehr reichlich. Auch wurde er bei seiner Gefräßigkeit und bei seinem Hang zu Diebereien in Küche und Speisekammer immer unbequemer. Meine Mutter, die, obwohl sie Keinlichkeit im Haus über alles liebte, den eigeneen Ärger bezwang, hatte häufig Ursache, der erbosteten Rächin zu predigen: „Das muß man halt jetzt geduldig ertragen. Was soll das arme Wiederl denn machen? Ein Stöpsel hat ihm der Herrgott nicht mitgegeben. Es ist halt, wie's die Natur erschaffen hat. Und hätten die Menschen nicht die Tellerreisen erfunden, so lög der Stuzi noch allweil luftig und mit gelunden Früherin im Wald herum.“

Das zweite Menschenkind, bei welchem Stuzi in üblen Ruf geriet, war ich selbst. Nicht weil er mich täglich ein paarmal in die Finger oder sonst in sehr empfindsame Stellen biß, sondern weil er nicht den geringsten Sinn für zärtliche Kamaradie besaß, jeden innigeren Freundschaftsbund von sich ablehnte und einen energischen Widerstand betätigte gegen jede höhere Dressur. Stuzi wollte nichts lernen. Das war nun allerdings auch eine Eigenschaft meiner selbst. Mir versteh ich das. Dem Stuzi, der sich für mich aus einem „braven Vogli“ in ein „dummes Vieh“ verwandelte, nahm ich es übel. Meine Verehrung und Zärtlichkeit für ihn erkaltete mit großer Geschwindigkeit, und bald überließ ich diesen rohen

Landsknecht seinem Schicksal und wandte mich neuen Göttern meiner Jugend zu. Darin liegt es begründet, daß ich heute bei der Schilderung seines kurzen Erdenwallens nur die groben Außerlichkeiten seiner letzten Sommertage berichten kann und nicht in der Lage bin, wunderfame Feinheiten seiner Psyche aufzuzählen und die Zoologie durch leuchtende Edelsteine aus den Tiefen der Tierseele zu bereichern.

Es ist schon lange her, seit Stuzi, dieser arme Pechvogel, auf tragikomische Weise dem irdischen Jammer entzann. Doch wenn ich heute sein Charakterbild aus dunklen Verfunkenheiten heraufbeschwöre und die mir erinnerlichen Züge seines Lebens aufmerksam betrachte, kann ich mich trotz allem verpöckelten Erbarmen nicht täuschen darüber: daß Stuzi ein unverträgliches, spitzbübisches, brutales, drespsrigenbes und boshafte Luder war. Den Bösen ergeht es immer schlecht auf Erden — diejenigen ausgenommen, welche stärker sind als die Macht des Guten. Stuzi war schwächer.

Schließlich verdarb er es auch mit der letzten, die ihm bisher noch immer gut geblieben — mit meiner Mutter. Er war durch das offene Fenster in die gute Stube geflattert und hatte das frisch mit teurem Selbenrips überzogene Sofa so fürchterlich zugerichtet, daß die Mutter, als sie diese grauenvolle Beschönerung entdeckte, unter Tränen die Hände über dem Kopf zusammen-schlug. Es war ein Anblick, den auch die barmherzigste Frauenseele nicht ertrag.

Papa, der bei Mutters Jammer in Schreck herbeigesprungen kam, sagte: „Na also!“ und lehrte wieder in seine Kanzlei zurück.

Stuzi brauchte, um aus der guten Stube zu kommen, nicht bogenförmig zu wandern. Er verlieh sie diesmal in einer ziemlich geraden Linie, ohne sich seines rotenrotten Stelzfußes dabei bedienen zu müssen. Und als die Mutter das Fenster verriegelte, schalt sie erbittert: „Jetzt kommst du mir aber nimmer herein! Du Bestie!“

Am Abend sah Stuzi wieder im Oleanderbaum, dessen Erde und Wurzeln sich im Verlaufe der letzten Wochen mit einer weißgrauen Patina schicht überzogen hatten. Diese letzte Zufluchtsstätte verwehrte man dem Uebeläter nicht. Früh am Morgen mußte er aus dem Haus und durfte erst spät am Abend wieder herein.

So war er sich selbst überlassen, und es blieb ihm nur noch ein einziger Freund, der fest bis zum Tode mit ihm zusammenhielt: sein rotenrot gekleideter Stelzfuß. Die Katastrophe wurde vorbereitet durch mehrfache Fingerzeige des Schicksals und herbeigeführt durch Stuzis verhängnisvolle Vorliebe für Metamorphosen, die nicht Dwid, sondern Wilhelm Busch hätte besingen müssen.

Im Stände seiner Freiheit hatte sich dieser Pechvogel auf dem Tellerreisen aus einem gesunden Rußhäger in einen invaliden Landsknecht verwandelt.



Das Landhaus unseres Führers bei Berchtesgaden

Stutzi, der Pechvogel

Als ich noch ein kleiner Junge war, brachte eines Morgens der Jagdaufseher aus dem Wald einen noch lebenden, aber schwer lädierten Rauhäher mit heim in unser Forsthaus. Der Vogel hatte sich im Wieseisen gefangen, sein rechtes Beinchen baumelte. Und der Jagdgehilfe, obwohl er über das zulässige Maß hinaus den Branntwein liebte, war eine gute Seele. Ausgenommen die Dackel, die er gern verpeiste, erbarmte er sich eines jeden Getiers, für das er kein Schußgeld bekam. Weil er nicht wußte, daß man aus Rauhähnern eine gute Suppe machen kann, hielt er's für eine Noheit, den lädierten Vogel im Walde zwecklos abzumurhen, und hielt es für eine Grausamkeit, ihm auf anderhalb Beinen wieder die Freiheit zu geben. Also brachte er ihn mit heim: weil doch die Frau Oberförster mit jedem Blessierten was Hilfreiches anzufangen wußte.

Er täufchte sich nicht. Meine Mutter wußte auch mit dem Rauhäher was anzufangen. Um den Vogel, der zornig den grauvioletten Schopf sträubte und die Beinen Federchen an der Kehle aufplusterte, zu geduldiger Erlebigung der Kur zu veranlassen, wurden ihm zuerst mit der Schere die Schwungfedern gestutzt. Seit diesem notwendigen Vorgang hieß er Stutzi. Dann schindelte und verband ihm die Mutter das vom Tellereisen zerquetschte Beinchen. So verbunden, bekam er ein hübsches lindes Bett in einer Zigarrenschachtel, und um den Stutzi für die Dauer der Kurzeit am Aufstehen zu verhindern, wurde die Schachtel dicht über seinem Köpfl mit einem Stüd Fischnetz überspannt.

Das Krankenlager des Waldveteranen wurde zum Mittelpunkt der Familie, der auch Unfas, der Sühnerhund, und Waldine, die alte Dackelhündin, beizuzählen waren. Diese beiden letzteren trugen ein Wesentliches dazu bei, um Stutzi zu ruhigen Liegenbleiben zu veranlassen. Solange sie die Zigarrenschachtel anbellten oder beschnupperten, spielte Stutzi in unbeweglicher Starrheit das tote Vogel. Und da Waldine und Unfas fast immer schnupperten oder bellten, sah Stutzi Heilung einen ziemlich ungehörten Verlauf zu nehmen.

Vier Tage lang verweigerte er die Annahme jeglicher Nahrung. Am fünften Tage verschluckte er alles, was man ihm hinbot, und pötte dabei mit seinem kräftigen Schnabel so energisch zu, daß er außer dem Lederbissen, der für ihn bestimmt war, auch immer noch was anderes erwischte. Damals litt ich chronisch an verbundenen Fingern.

In der zweiten Woche sträubte Stutzi den Schopf nicht mehr und plusterte die Kehlfederchen nimmer auf. Wenn wir uns über die Zigarrenschachtel beugten, musterte er sehr aufmerksam unsere Gesichter. Auch zeigte er deutliche Zeichen beginnender Zähmheit, so oft er zur Reinigung seines Lagers aus dem Bett genommen wurde. Das überließ die Mutter keinem anderen, und Stutzi schien auch seine sorgsame Pflegerin am besten unter uns allen zu kennen.

Während der dritten Woche begann er in der Zigarrenschachtel sehr gemütlich mit sich selbst zu schwätzen und spielte so andauernd mit dem Fischnetz zu seinen Häupten, daß es täglich erneuert werden mußte. Dabei erbrachte er den Beweis seiner vollendeten Zähmheit; denn häufig biß er ein so großes Loch in das Netz, daß er leicht hätte durchschlüpfen können; doch er tat es nicht, verachtete die Freiheit und zog die Bettwärme vor.

Zu Ende der vierten Woche erschien es der Mutter notwendig, Stutzis Verband zu lösen. Es war ein sehr aufregungsvoller Augenblick. Unfas und Waldine wurden aus der Stube gejagt und bellten draußen vor der Türe. Wir anderen standen in schweigernder Erwartung um den Tisch herum, auf dem sich Stutzis chirurgische Erlösung vollziehen sollte. Der Mutter zitterten die Hände ein bißchen, wir Kinder rissen in Spannung und Sehnsucht die Augen auf — Papa sagte: „Na ja!“ und ging in seine Kanzlei — der Jagdgehilfe roch sehr heftig nach Dachsbraten und Schnaps, die dicke Adchin hatte nasse Augen, gab der Mutter ärztliche Rat schläge und rief alle Heiligen an, die für Tiere gut sind. Der einzige von uns allen,



Maria Gern bei Berchtesgaden



Im Kaisergebirge bei Kuffstein

an dem sich nicht die geringste Spur von Aufregung erkennen ließ, war Stutzi.

Als der Verband gelöst war und die eingepflasterten Schindeln abgebrüstet wurden, fiel zwischen Mutters Händen eine dürrgewordene Vogelklaue auf die Tischplatte. Ein sechsstimmiger Klagelaut. Und alle hatten wir Tränen in den Augen — fünf vor Führung und Erbarmen, einer von der Beizwirkung des Branntweins. Die Augen tröpfelten die Augen immer. Er weinte auch, wenn er lustig war. Dann erst recht. In meiner Kinderzeit verstand ich den hohen Wert dieser Erscheinung nicht zu würdigen. Jetzt weiß ich, daß es eines der kostbarsten Geschenke des Lebens ist: unter Tränen lachen zu können. Aber ohne Schnaps. Dem Stutzi also war das zerfahrene Beinchen nicht mehr heil geworden. Es hatte sich von ihm entfernt. Und was am Stutzi zurückblieb, war ein in starrem Winkel gebogenes Rniehalmchen. Sonst aber war Stutzi munter und gesund und schien der Meinung zu sein, daß man ganz vergnügt auch auf einem Fuße weiterleben kann.

Wir anderen sahen die Sache für ein großes Unglück an, bis Mutter auf den tröstenden Gedanken kam, daß man an diesem hart gebogenen Rniehalmchen vielleicht ein künstliches Bein mit einiger Sicherheit befestigen könnte. Sie wand dem Stutzi eine linde Leinenbinde um Leib und Flügel herum und legte ihn wieder in die Zigarrenschachtel. Dann wurde der Drechslermeister, ein Universalgelenk des Dorfes, zu Rate gezogen. Der fabrizierte für Stutzi ein niedliches, unten mit einer winzigen Stahlspitze versehenes Stelzfüßchen aus weichem Stroh, das er in weicherer Beize schön rosensrot färbte wie seine Spinnräder. Mit einer Lederhülle, mit Wachs und Zwirn wurde dieses orthopädische Meisterwerk an Stutzis Rniehalmchen dauerhaft befestigt. Nun hatte er ein graues und ein rotes Bein, und weil er auch sonst sehr schickig war, erinnerte er an einen Landsknecht aus dem 16. Jahrhundert.

Es war ein historischer Moment, als Stutzi in dieser neuen Aufmachung seines lädierten Lebens auf den Stubenboden hingestellt wurde. Beim ersten Supp, den er zu machen versuchte, erschrak er über das Geklapper seines Stelzfusses so heftig, daß er mit seinen gestutzten Schwingen einen Meter hoch emporflatterte und dabei ganz unbeschreibliche Geräusche von sich gab.

Papa sagte wieder: „Na ja!“ und ging in seine Kanzlei.

Als Stutzi auf den Boden kam und neuerdings dieses sonderbare Geklapper hörte, flatterte er gleich wieder in die Höhe. So machte er's ein dutzendmal. Dabei schien der fluge Vogel zur Überzeugung zu gelangen, daß er auf diese Manier die unangenehme Sache unter seinem Bauch nicht los wurde. Er stellte sich, als er wieder zu Boden kam, mit seitlicher Gewichtsverteilung auf das gesunde Bein und fing mit dem rückwärts gestreckten Stelzfuß heftig zu schlenkern an. Das war so unlagbar komisch, daß wir nimmer aus dem Lachen kamen. Und meiner Mutter tröpfelten die Augen, als hätte sie Branntwein getrunken wie er Jagdgehilfe.

Plötzlich wurde Stutzi ganz ruhig, ließ den Stelzfuß schlapp herunterhängen, plusterte die Federn auf, duckte den Kopf zwischen die Flügel und zog ein weißes Häutchen über die Augen. Er schien zu denken: Jetzt schlaf ich einmal, im Schlaf vergeht man alles.

„So, Kinder!“ sagte die Mutter. „Laßt ihn nur schön in Ruhe! Alles braucht seine Zeit. Ihr habt das Gehen auch erst lernen müssen.“ Sie setzte sich mit ihrem Spinnrad ans Fenster und schickte uns aus der Stube.

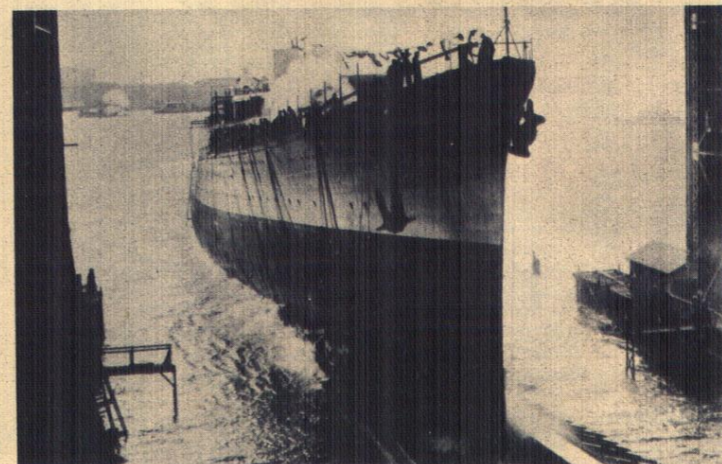
Nach einer Stunde rief sie uns. Und da gab's einen großen Jubel. Stutzi marschierte.

Das war eine sehr drollige Sache. Möglich, daß der Drechslermeister das künstliche Bein ein bißchen zu lang gedreht hatte. Bei jedem Schritt machte Stutzi einen doppelten Hinken und suchte mit der gefundenen Klaue

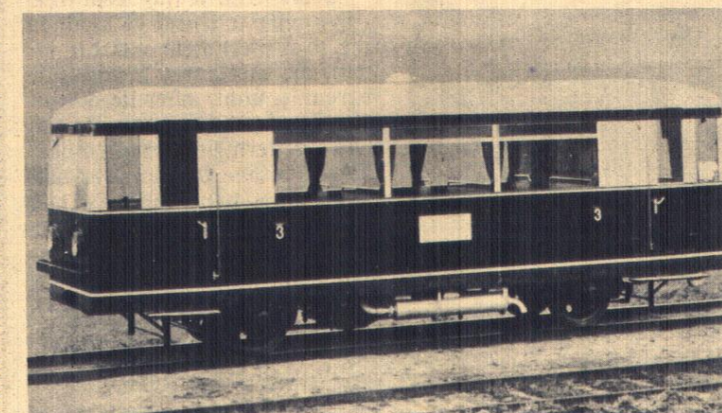
Aus Ludwig Ganghofers „Bergheimat“. Mit Genehmigung des Verlages Paul Franke, G.m.b.H., Berlin.



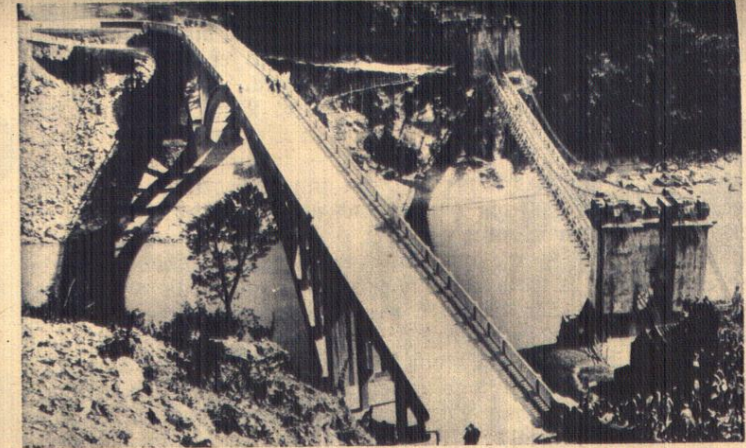
Auf dem Stephansplatz in Hamburg ist eine farbenprächtige, augenfällige Windmühle aufgestellt worden, die für das Winterhilfsmerk 1933/34 werben soll. Ihre Flügel rufen den Vorbeieilenden zu: „Brot, Brot, Brot, Brot!“ Und das mächtige Triebrad, das die Flügel bewegt, gibt die von der nationalen Regierung geöffnete Quelle dafür „Arbeit“ in großen Lettern an.



In Camden, im Staate New-Jersey, lief ein neuer amerikanischer Zehntausendtonnen-Kreuzer vom Stapel und wurde auf den Namen „Luscaloosa“ getauft. Dieses 196 Meter lange Schiff ist der 15. und letzte Zehntausendtonnen-Kreuzer, der Amerika in dem englisch-amerikanischen Flottenabkommen zugestanden wird.



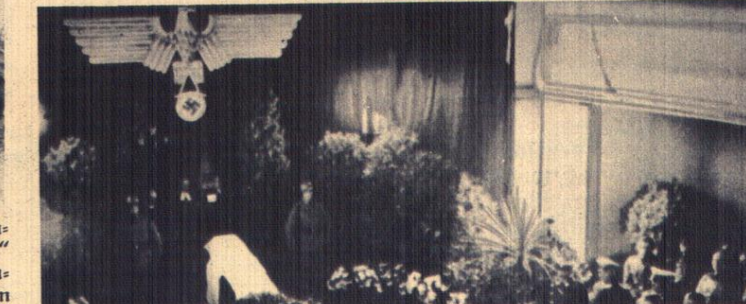
Mit 65 PS durch das Nfergebirge. Berechtigtes Aufsehen erregt der neue Typ eines Klein-Triebwagens, der demnächst auf der Gebirgsstrecke Marktsa-Greifenberg eingesetzt wird. Bei einem sehr geringen Eigengewicht und einer Motorenstärke von 65 PS entwickelt die Maschine genügend Kraftreserven, um die größten Steigungen bei vollbesetztem Wagen (bequeme Sitzplätze für 37 Personen) in einem Tempo zu bewältigen, das die Durchschnittsgeschwindigkeit der auf Gebirgsstrecken bisher verwendeten Eisenbahnzüge bei weitem übersteigt.



An Stelle der alten, aus dem Jahre 1880 stammenden Hängebrücke über das Leesta-Lal in Indien wurde jetzt eine moderne Bogenbrücke nach dem neuesten Stand der Brückenbaukunst errichtet und feierlich dem Verkehr übergeben. Die Brücke liegt im Zuge der Landstraße, die Indien mit Libet verbindet.



Mit der Yacht „Deutschland“ haben sich einige SA-Männer vom Marine-Sturmabn Altona von Cuxhaven aus auf eine Reise um die Welt begeben. Die „Deutschland“ ist 13 Meter lang und als Kreuzerjacht getakelt. Die Fahrt wird etwa zwei Jahre dauern.



Nürnberg stand am 27. November ganz im Zeichen des Volksbegräbnisses für den von einer Heimwehr-Patrouille ermordeten Reichswehrschützen Gummacher. Der Reichskanzler für die Reichsregierung und das ganze deutsche Volk, der Reichswehrminister für den Reichspräsidenten und die Wehrmacht, Vertreter der SA, SS, des Stahlhelms, der österr. Nationalsozialisten und viele Tausende deutscher Volksgenossen gaben dem jungen Soldaten, der in Ausübung seiner Pflicht für das Vaterland gefallen war, das letzte Geleit.



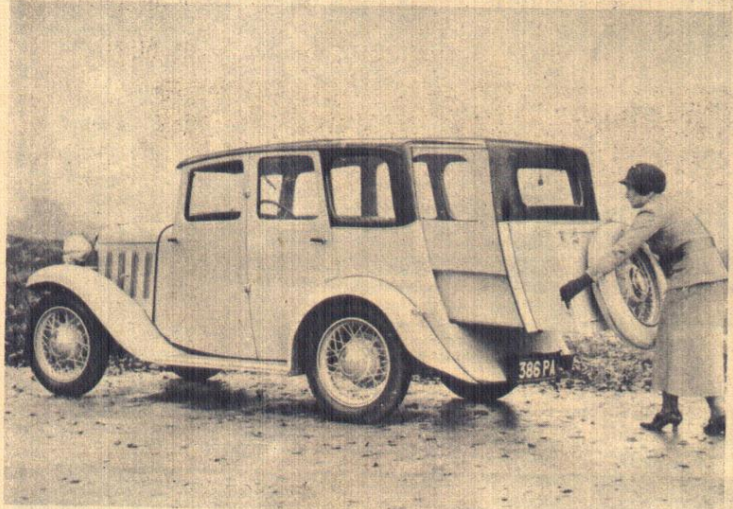
In Crawley wurde dieser Tage wie in anderen englischen Grafschaften ein Gottesdienst abgehalten, bei dem die Kinder der Gemeinde Pakete mit Spielzeug herbeibrachten, das zu Weihnachten den Waisenkindern besichert wird.

bühten Schlaf nachzuholen, war, daß er ein Schreiben an die Versicherungsgesellschaft aufsetzte, worin er den durch den Brand entstandenen Schaden anmeldete. Der Brand sei durch Blitzschlag entstanden, gab er nach bestem Gewissen an.

Das ist die Ansicht aller: Brand durch Blitzschlag. Auch die Ansicht des Schmiedes, der sofort an die Brandstätte geeilt war, um löschen zu helfen. Brandstiftung — fahrlässige oder absichtliche, nein, daran dachte niemand im ganzen Dorf. Der Schmied war als Lechter, kurz vor dem Brand an dem Schuppen vorbeigegangen. Wenn er nun Raucher gewesen wäre und er hätte sich gerade eine Zigarre angezündet und leichtsinnig das brennende Streichholz fortgeworfen, so hätte man allenfalls annehmen können — aber der Schmied war Nichtraucher. Und somit ist Brand durch Blitzschlag so gut wie erwiesen.

Von dieser Auslegung weiß Broni zu dieser frühen Morgenstunde noch nichts. Sie war in den Wald geflüchtet und das mit plötzlicher Gewalt ausbrechende Unwetter erschien ihr in ihren erregten Sinnen wie der Fluch Gottes für ihre Untat. Donner und Blitz hekten sie, kreisten sie ein und der prasselnde Regen war wie eine Wand, die ihr die Flucht versperren wollte. Das dünne, neue Sommerkleidchen war im Nu durchnäßt und klebte an der Haut. Das Haar hing ihr nah um den Kopf und ins Gesicht.

Stundentlang irrte sie ziellos durch den Wald, der voll war von allen bösen Geistern. Nicht ein einzigesmal sah sie sich um nach dem Brand. Aber ihre ungebändigte Einbildungskraft



Das Neueste auf dem Automarkt. Personenwagen mit ausziehbarer Karosserie. Ein Griff, und aus der eleganten Limousine wird ein Schlafwagen.

malte sich ihn in den schrecklichsten Farben: sie sah, wie sich die Flammen über das Wohnhaus, stürzten, wie sie Türen und Fenster durchdrangen, Gardinen, Betten und Möbel ergriffen. Sah, wie Leni, die — in ihrer Einbildung — schon schlief, davon ergriffen wurde, mit brennendem Haar ans Fenster stürzte und gellend um Hilfe schrie.

Broni schlug die Hände vor das Gesicht, um nichts mehr zu sehen und zu hören. Aber sie sah und hörte weiter. Ja, sie überließ sich mit geradezu wollüstiger Singabe dieser Selbstfolterung, die sie als gerechte Strafe für ihr Verbrechen empfand.

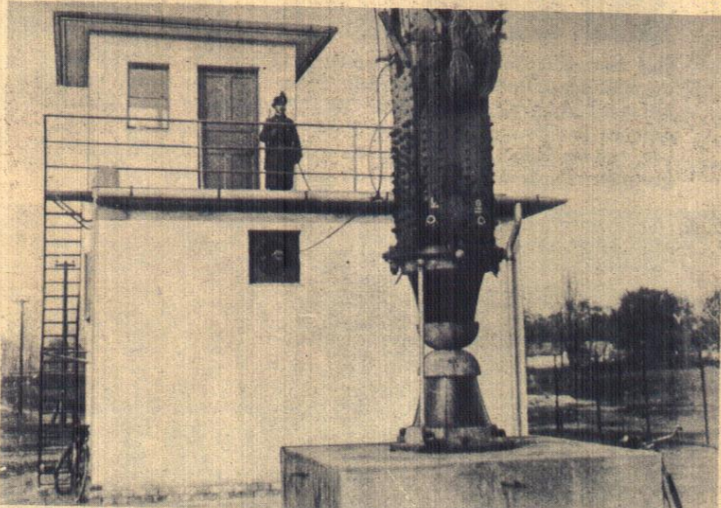
Der Wald um sie wurde lichter. Sie war gestiegen und hatte den Ramm eines breit hingelagerten Bergrückens erreicht. Der Regen hatte etwas nachgelassen, das Gewitter lag hinter ihr.

Blitz und Donner verloren an Grauen und Wirklichkeit, der Himmel über ihr steckte schon wieder Sterne auf. Geradeaus ging sie weiter, um sich noch mehr vom Schauplatz ihrer Tat zu entfernen. Gemäuer tauchte auf, das schwärzer noch vor dem schwarzen Himmel stand. Da wußte sie, wo sie war: auf der Wegelburg hart auf der Grenze.

Sie überlegte: war nicht auch hier Niemandsland? Reichte der Streifen, der an den Grenzpfählen begann, nicht auch bis hierher? Und war sie hier nicht vor allen Nachstellungen geborgen? Niemandsland war ja ein unantastbares, heiliges Gebiet — eine Freistätte! In einem Gewölbe der Ruine trock sie unter und feuerte sich in eine Ecke. Ihre erregten Gedanken beruhigten sich etwas, sie kam ins Dösen. Dabei löste sich immer klarer aus all den vielen ein einziger Gedanke heraus: daß sie niemals mehr zu den Menschen zurückkehren dürfe. Daß sie sich den Weg zu Jürk ein für allemal verbaut hatte.

Dieser neue Gedanke bewirkte, daß sie in ein ganz jämmerliches Mitleid mit sich selbst verfiel. Ruhelos, friedlos, rechtlos — verfiel sie mit sich selbst empfindend, trieb ihr die Tränen in die Augen. Unaufhaltsam weinte sie leise vor sich hin, weinte sich wie ein kleines Kind in den Schlaf.

Ein Surren, Klatschen und Krächzen läßt sie auffahren. Draußen bricht der Tag an, das Licht sidert durch Gebüsch und den zersplitterten Torbogen zu ihr herein. Sie erhebt sich, verläßt ihren Schlupfwinkel und geht über eine geborstene Stein-treppe hinauf zu einer Plattform, die an einem halb eingestürzten Turm lehnt. Um die Ruine herum schwirren große graue Vögel — Bussarde, die zahlreich im Gefels hier oben horsten. Rings um sie, unübersehbar dehnt sich der Wasgenwald, wie ein ungeheures, erstarrtes Meer mit gewaltigen Wogen. Noch ist der

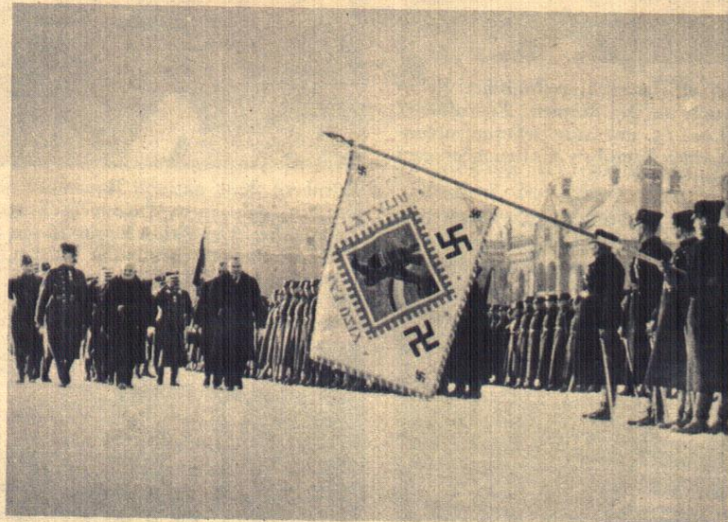


Der höchste Sendeturm der Welt 314 Meter. Der neue Groß-Sender Budapest. Bild zeigt: Den auf Porzellansockel ruhenden Sendemast von 314 Meter, welcher 860 000 Kilogramm schwer ist.

Himmel nicht völlig klar, grau-blau und kalt ist er, aber drüben über der Rheinebene deuten blaugelbe Säume an schweren, schwarzvioletten Wolken-schwaden bereits die Nähe der Sonne an.

Broni steht in sich versunken. Ihre gestrige Untat ist wach in ihr, doch nicht mehr mit der ersten, unmittelbaren Wucht. Sie bereut sie nicht, aber sie nimmt die Strafe auf sich, die sie sich selbst gestern zugesprochen hat: die freiwillige Verbannung von allen Menschen. Wie sie das ausführen will, ist ihr völlig klar, sie braucht es nicht zu überlegen, denn sie ist ja ein Mensch, der dem Tier noch verwandt ist und instinktiv handelt. Die Ruine hier wird ihre Wohnung sein, Beeren und Kräuter werden sie ernähren und sie weiß auch Eier aus einem Vogelnest zu nehmen. Das genügt für ein Menschenkind wie sie.

Die Sonne schiebt sich über die Wolkenbarrade als gelbrote Scheibe — fast wie ein Mond. Erst nach und nach erhält sie Kraft und setzt Strahlen an, die dann rasch wachsen. Als es so klar geworden ist, daß Broni den Turm des Straßburger Münsters als blaffen, grauen Strich sehen kann, verläßt sie die Plattform.



Zur Erinnerung an die vor 15 Jahren erfolgte Selbständigkeitserklärung des Freistaates Lettland fand in Riga eine große Militärparade statt, an der der Staatspräsident und die gesamte Regierung teilnahmen.



Die Berliner Gaswerke veranstalteten eine große Luftschuß-übung für ihre Beamten. Gegenstand der Übung war das Verhalten der Gasbeamten in dem Fall, daß eine Fliegerbombe die Gasleitungen unter der Straße zerstört und das ausströmende Gas entzündet.

Sie geht über den Bergrücken hin und hält sich an die Grenze, soweit sie die kennt. Da ist sie geschützt — im Niemandsland. Der Buchenwald öffnet sich zu einer Lichtung. Ein Felsblock liegt da mit vierediger Vertiefung, in der einmal eine eiserne Gedenkplatte lag. Das ist der Kaiser-Wilhelm-Stein auf der Grenze, weiß sie.

Nach zwei Stunden sieht sie die Tischreihe und den Wagen. Ohne es zu wollen, hat sie sich dem Haus genähert, in dem sie geboren ist. Nun bleibt sie vom Gebüsch verborgen stehen. Seelenlose, blecherne Musik kommt bis zu ihr. Frühkonzert im neuen Radioapparat! Daß der Vater Musik hören kann, wo er in Sorge um sie sein muß!

Da sieht sie ihn stehen und bei ihm steht Herbert von Strachstädt. Ein Lichtschimmer fällt in sie. Da ist ja ein Freund, dem sie alles erzählen könnte. Erzählen, das wäre ein Erlösung. Wenigstens einen Menschen haben, mit dem man plaudern kann. Er würde sie nicht verraten, gewiß nicht. Er würde ab und zu in ihr Versteck kommen und ihr Butterbrote bringen und Milch und eine Dede — daß sie so denkt, ist ein sicheres Zeichen dafür, daß die abhanden getommene Vernunft sich wieder einzustellen beginnt.

Warum ist der Graf so früh gekommen? Vielleicht hat ihm das Rätt gesagt, daß sie ihn gestern gesucht hat. Wie gut er ist! Broni wird fast gerührt bei dem Gedanken, daß er nur ihretwegen so früh gekommen ist.

Ernstes Gesicht haben die beiden da unten, das kann sie sehen. Und oft spähen sie nach der Straße hin, als ob sie jemand erwarteten — sie wahrscheinlich. Jetzt gesellen sich auch die Grenzer zu ihnen — alle vier. Auch sie haben ernste Gesichter und sprechen eifrig mit den andern beiden. Und plötzlich sehen sie alle wie auf ein gegebenes Zeichen nach der Richtung, wo sie steht. Unwillkürlich duckt sie sich noch etwas tiefer in das Blätterwerk, man entdeckt sie natürlich nicht.

Nach einer Weile geht Herbert von Strachstädt davon — mit einem Entschluß offenbar, denn sein Schritt ist eilig und lang. Wieder ohne zu überlegen folgt ihm Broni, gedeckt im Waldbrand, parallel zur Straße. Hinter der Biegung mit der Waldzunge, wo man sie vom Niemandsland aus nicht mehr sehen kann, zückt sie ihm zu: „Pft!“

Herbert bleibt stehen, späht den Waldbrand ab, entdeckt sie und

springt den Wiesenhang hinauf zu ihr. „Grille!“ Erlösung und Freude schwingen in dem Ruf. Er faßt sie an beiden Händen und reißt sie fast an sich. „Wo bist du denn die ganze Nacht gewesen? Dein Vater ist in Sorge um dich.“

„Er hat ja Musik gemacht vorhin.“ Ihre Stimme ist trozig und doch ist Broni froh.

„Ja, um über schlimme Gedanken fortzukommen. — Jetzt gehen wir aber sofort zu ihm.“

„Nein, nein, nein!“ Sie reißt sich los und heßt ein paar Schritte tiefer in den Wald hinein.

Er stutzt: „Was ist denn los? — Wo hast denn gesteckt in der Nacht? Ist etwas passiert? — Eben wollt ich zum Schmied gehen, ob du bei ihm warst.“

„Ich kann nit mehr zu ihm gehen“, sagt sie finster. Sie steht bei einem Busch, bereit, vor ihm davonzuspringen, wenn er sie fassen will.

„Was denn? Du kannst nicht mehr...?“

„Ich kann zu keinem Menschen mehr gehen.“

„Grille...?“ Er weiß nicht, was er denken soll. Langsam geht er auf sie zu, wie auf ein Tier, das er fangen will. Als sie eine Bewegung macht, bleibt er stehen. „Grille, willst du nicht vernünftig sein und mir alles sagen, was du auf dem Herzen hast?“

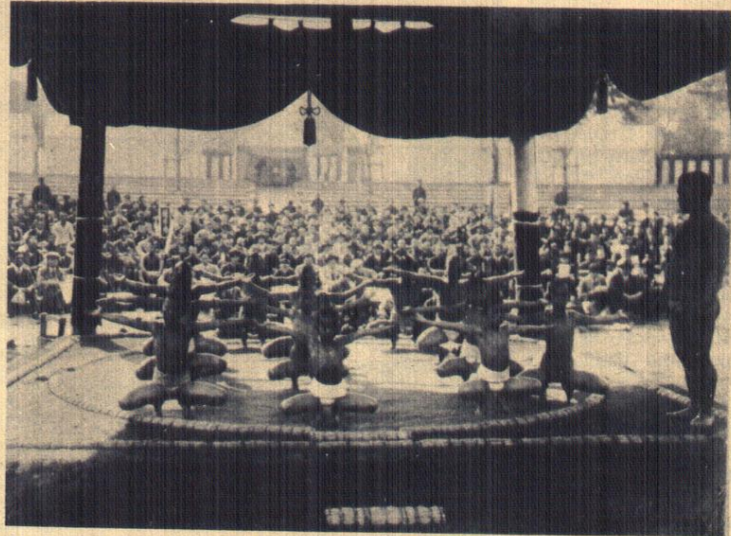
Sie sieht ihn an, sein Ton schmilzt Angst und Verstocktheit fort. Sie nickt: „Ja, aber Sie dürfen mich nicht mit Gewalt zurückbringen. Sie würden sonst kommen und mich holen.“

„Wer würde dich holen?“

„Die Polizei.“

„Also Grille...?“ Jetzt geht er dicht zu ihr, streicht über ihr Haar und Gesicht. Sie drängt sich seiner Handfläche entgegen.

Plötzlich sagt sie: „Wir wollen weitergehen, in den Wald hinein.“



In dem gewaltigen Stadion vor dem Meiji-Tempel bei Tokio fand das große nationale Sportfest statt, an dem sich alle japanischen Sportler beteiligten. — Die Schüler der höheren Schulen bei den alt-japanischen Eröffnungszeremonien vor Beginn der Ringkämpfe.

Schuppen ist abgebrannt.“

„Das Haus nit?“

„Nein.“

„Und es ist niemand verbrannt?“

„Nein.“

Die ängstliche Hast in ihrer Stimme fällt ihm nicht auf. Er ist froh, daß sie endlich Teilnahme für etwas zeigt. Er wird ausführlicher: „Wenn der Wolkenbruch nicht gewesen wäre, so hätte es schlimm werden können. Es war ja eine Gluthitze. Und die Feuerprobe — na, so ein Fossil! Weißt du, was ein Fossil ist? Ein Fossil ist...“

„Wer hat denn den Schuppen angesteckt?“

„Wer? Niemand. Der Blitz hat eingeschlagen.“

„Der Blitz?“ Sie bleibt starr stehen. „Sagen die Leut das?“

„Ja. Man hört's nicht anders. Wer soll es denn auch gewesen sein? Denkst du vielleicht, der Leutgeb war's selbst, um Versicherung zu schinden? Dem geht's ja ganz gut, seitdem der Schmied mit ihm arbeitet.“

Broni geht weiter. Das Wort Schmied hat ihren erlösten Gedanken eine andere Richtung gegeben. Nach einer Weile sagt sie vor sich hin, wie als Abschluß einer Überlegung: „Ich kann ja democh nit mehr zu ihm gehen.“

„Zu wem? Zum Schmied?“

Sie nickt. Und plötzlich stürzt sie heraus: „Es war ja nit der Blitz.“

Fortsetzung folgt